Heirat um Geld

Autor(en): **Baltinester, Wilhelmine**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 36

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644702>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heirat um Geld.

Von Wilhelmine Baltinester.

Zum letztenmal saßen sie nebeneinander im freundlichen Garten des kleinen Waldgasthauses, wo sie Jahr um Jahr an jedem freien Tage zusammengekommen waren. Heute saßen sie nicht Hand in Hand; sie blickten geradeaus, und ihre jungen Stirnen waren düster.

„Gewiß“, sagte grübelnd der Mann, „eine andere Möglichkeit gibt es für uns beide ja nicht. Du arm, ich daselbe. Und du bist schön und jung, du kannst nicht darauf warten, daß Sorgen und Alltagsnot dir die bitteren Falten der Entfugung in die blühenden Wangen kerben. Jetzt ist der Mann da, der Reiche, der um dich wirbt, zäh und stark. Und du wirst also seine Frau werden, unter dem Einflusse deiner Familie und deines eigenen klaren Verstandes.“

„Ja, so ist es“, erwiderte das Mädchen und blickte auf die zerkrachte Tischplatte nieder. „Heirat um Geld“, fuhr sie leise fort. „Auch du stehst nun davor. Eine große Zukunft liegt vor dir, und wenn dich immer enge Geldverhältnisse binden, wird der Kampf dich zu sehr von deiner Laufbahn ablenken, und du könntest dadurch vorzeitig müde werden. Als Gatte dieser Großindustriellentochter aber, die deinen Weg mit ihrem Golde pflastern wird, bist du frei von dem Verhängnis des Existenzkampfes, kannst ruhig nach deinen schönen Zielen streben und in Ruhe deiner Wissenschaft leben. Als Privatgelehrter darf man nicht täglich von Geldsorgen zermürbt werden. Ich verstehe das ganz gut. Und darum sind wir ja heute hier, um Abschied zu nehmen.“ — „Ja, darum sind wir hier“, entgegnete er trübe. Sie schwiegen. Fern im Walde, wo das späte Nachmittagslicht verdämmerte, sangen die Vögel ihre blüten schweren Schlaflieder. Die kleinen Tische ringsum standen leer. Blühend lagen die Waldwiesen, besternt mit sanften kleinen Blumenköpfen, die in ihrer Bescheidenheit glücklicher schienen als die Rosen in Prunkgärten, wo sie in ewiger Gefahr schweben, von verwöhnten, launenhaften Frauen in grausamer Eitelkeit als Schmutz gepflückt zu werden.

„Er wird dir eine stolze Villa bauen, mit abweisendem hohem Parkgitter“, fing der junge Mann düster an.

„Und...“, setzte sie fort, „du wirst in das Haus ihrer Eltern ziehen, wahrscheinlich ein ganzes Stockwerk bekommen. Sie wird dich lieben, wie sie ihre exotischen Vögel und ihre antiken Seidentücher liebt, aber immer etwas vom goldenen Throne herab. Sie heiratet aus Liebe, ja. Bisher fehlt in ihrer Familie ein Gelehrtenkopf, und den braucht man doch unbedingt in einem erstklassigen Salon.“

„Und er“, ereiferte sich jetzt der junge Mann, „wird dich wie seine Ware betrachten, als das schönste und kostbarste Stück, das er kaufen durfte, mit vielen Opfern und Kniffen erschlichen, aber doch endlich errungen.“

„Wir beide verkauft“, nickte sie. „Und warum? Für das bißchen Sorglosigkeit geben wir unser Glück hin!“

Seine Augen strahlten in die ihren hinein. „Glück in Sorge, aber dennoch Glück könnte es sein, wenn wir beide heiraten würden! Weißt du, Lis, wir würden eine ganz kleine Wohnung mieten, irgendwo in einer Vorstadt, wo es auch einen Fluß, eine schön gewölbte Brücke und ein Uferstückchen mit Bäumen gibt. Und ich würde am Schreibtische sitzen und immer fühlen, daß du in der Nähe bist. Das bißchen Geld, ach was!“

„Quäl' uns beide nicht, Lieber!“

Er verstummte. Hinter den Tannen verbrannte Abendrot, und Abendklängen sang durch die Stille. „Jetzt muß ich heimgehen“, sagte das Mädchen. Sie riefen die Wirtin; die betrachtete sie mit ihren klugen Augen fast mütterlich mitteilend. Sie war eine Menschenkennerin, hatte viele solcher Pärchen an ihren kleinen Gasthäustischen gesehen, hatte un-

zählige Trennungsfeiern von ihrem versteckten Küchenfenster aus beobachten können. — „Ade, Frau Groß“, sagten die beiden. Und sie reichte ihnen heute die Hand langsam und ernst und blickte ihnen tief in die jungen, schmerzwehen Augen hinein. „Ja. Das Leben. Vielleicht wird's aber doch noch anders!“ —

Dann sah sie ihnen nach, wie sie heute zum letztenmal und nicht mehr Arm in Arm den dunkelnden Waldweg einschlugen.

Am Ende dieses Weges fing die Straße an, dort wartete ein Wagen auf Lis, der Wagen, den der Mann, der sie seit Monaten unwarb, ihr stets zur Verfügung stellte. Heute hatte sie ihn angenommen, aus Trost vielleicht, vielleicht um ihn grenzenlos zu quälen und eine Szene heraufzubeschwören, um einen Grund zu finden, ihn doch im letzten Augenblicke von sich zu stoßen. Aber er war Kaufmann, auch in der Liebe. Er konnte warten und geduldig sein, einmal würde man diese seltene Ware ja doch bekommen. Rivalen fürchtete er nicht; denn den Preis, den er bot, zahlte sobald kein zweiter. So sicher war dieser Mensch, den sie heiraten sollte. Lis schauderte zusammen. Schweigsam gingen sie das letzte Stück Weges. Schon sah man durch die schlanken Stämme hindurch die braunen Häufe der tänzelnden Pferde. Draußen fing die Vorstadt an, Straßenbahnen hasteten vorbei. „Leb' wohl, kleine Lis!“ Sie konnte den Abschiedsgruß nicht erwidern, sie kämpfte einen letzten schweren Kampf. „Lis“, sagte er fest, „ich muß diesen Weg in den Goldkerker nicht gehen, ich gehe ihn auch nicht, wenn du dem deinen entfagen willst!“ Peter, der Kutscher, der die Neigung seines Herrn kannte, beugte sich vor und lugte in die schon dämmerdunkle Waldallee. Lis entwand dem Freunde die Hand und eilte dem Wagen entgegen. Da lagen Weilchen und dufteten schwer. Sie sah sie nicht, sah überhaupt nichts, ihr Kopf braulte. Die Pferde zogen an. Langsam rollte die Equipage durch die Vorstadtstraße. Mit eisiger Angst fühlte Lis, wie jede Drehung der Räder sie dem neuen, dem vielgefürchteten Leben näher brachte. Und eine bittere Sehnsucht stieg in ihr auf; jetzt fühlte sie, was sie an der Seite jenes ungeliebten Mannes würde leiden müssen. „Niel!“ keuchte sie zwischen zusammengebißenen Zähnen.

Der Wagen konnte nicht weiterfahren, ein Pferd, ein armer, zu Tode gekehrter Gaul, lag quer über die Straße. Klingelnde Straßenbahnzüge blieben stehen. Menschen standen und starrten das gequälte Tier an, dessen großes Auge flehend in kalte Neugierlarven starrte. Lis gab sich einen Ruck. Jetzt stand sie aufrecht, jetzt stieg sie auf das Trittbrett, jetzt auf das Pflaster. Suchend glitten ihre Blicke über die Straßenbahnfenster der stillstehenden Züge. Da — ein bleiches, erstauntes Gesicht. Zwei kleine Stufen empor, ein Händedruck, ein Sichverstehen unter all den groß-erstaunten Blicken ringsum. Kein Wort, sie wußten, daß sie immer Seite an Seite bleiben würden.

Peter hatte interessiert mitangesehen, wie man das Pferd wieder auf die Beine peitschte. Nun war der Weg frei. Seine wohlgemästeten Gänse zogen an. Schwubs flogen sie in elegantem Trabe durch die schreiend nach allen Seiten flüchtende Menge. Peter liebte es, wenn die Leute ihm ausweichen mußten, darin lag Unterwerfung, und er auf dem Kutschbock oben hatte die Macht. An der nächsten Straßenecke wandte er sich um, da diese junge Dame, die voraussichtlich seine Herrin werden würde, immerhin gefragt werden mußte, ob er rasch oder langsam fahren sollte. Beim Anblick des leeren Wagens erschlafften einen Augenblick lang die Zügel in seinen Händen. Dann kam eine Straßenbahn vorbei. Peter sah einen wohlbekannten Damenhut. „Ach so!“ Und er nahm die Zügel wieder fester in die Hände, warf wie ein rechter hochherrschaftlicher Kutscher die Nase in die Luft und fuhr in tadelloser Haltung und durchaus gemächlich, ohne Erstaunen, vornehm bis in die Fingerspitzen der brutalen Hände, zu seinem Herrn.